

Elisabeth von Ulmann

Friedrich Hebbels

Aufzeichnungen aus meinem Leben – Überlegungen zu einem herausgegriffenen Schreckensfall

Das Geburtstags-Datum Friedrich Hebbels – der 18. März – nicht nur die Jahreszahl 1813, blieb mir nun lange schon so im Gedächtnis, daß es sich ganz von selbst aufdrängt, wenn der frühlingversprechende Monat da ist. Damit Gedanken an des Dichters Kindheit (und Jugend) in Dithmarschen, wie Hebbel sie in seinen **Aufzeichnungen aus meinem Leben** komprimiert, doch in die Nerven und Sinne des Lesers sich tief prägend beschrieb. Es sind nicht allein Geschehnisse in seinen frohen Jahren, die der Dichter an uns heranträgt, sondern er führt auch in Sphäre und eine Form der Darlegung, die weitere Rückschlüsse auf Lebenszusammenhänge gerade dieser Zeit deutlich zulassen; ja, geradezu herausfordern. Besonders für solche, die seismographische Zusammensicht haben und wagen, wie ein Gottfried Benn. Von dem hier noch belegführend die Rede sein wird. Einsichten in diese Kindheit eines Dichters können vertieft werden, selbst wenn sie bedrängenden Inhalts sind. Dem vom Dichter früh selbst Erlebten kann wiedermals nach-gedacht werden, damit wir ihn vielleicht noch tiefgreifender verstehen, neue Vergleiche mit Lebens-Härte-Voraussetzungen anderer Hochbegabter anstellen wie überhaupt; wobei nicht vergessen werden darf: bei Hebbel handelt es sich um ein Genie.

Er war in erster Linie Poet, und „die Poesie ... setzt sich aus“, sagt Paul Celan, dieser begnadete (und geschlagene) Dichter unseres Jahrhunderts. Hebbel mußte sich aussetzen, weil Poesiefähigkeit in ihm angelegt war; und wenn er er selbst werden und aus der Enge seiner Kindheit und dem Ort seiner frühen Jahre heraus wollte. Gängiges Bescheidwissen über Dasein und Vorgestelltes mußte er aufweiten, ja, aufsprengen, denn seine Gaben, seine Nerven-Sinne signalisierter ihm vom Erweiterten zwischen Himmel und Erde und in Menschen. Davon Mitteilungen zu machen, war seine Vorgabe. Er wußte es, wie wirkliche Künstler es eben wissen. Mit siebenundzwanzig Jahren schrieb er in sein Tagebuch: „Schwer, unendlich schwer ist es allerdings, das Leben zum Kunstwerk zu adeln ...; es setzt die Herrschaft über den

Moment voraus, die wenigstens derjenige, der an den Moment noch Ansprüche macht, so leicht nicht erlangt; doch kann man sich diesem Ziel mehr und mehr nähern, und ich bin noch nicht einmal unterwegs ...” Das ist in einem Moment von Bescheidenheit gesagt. Sind wir damit nicht auch Mitscherlichs Einsicht (bzw. Hoffnung?) nahe: „Einfühlung in den anderen, selbst im Zustand eigener Erregung, das ist Kultur.“? Wenn Sie mir gestatten mögen, dazu auch Peter Sloterdijk zu zitieren; dieser hochkarätige deutsche Kulturphilosoph unserer Jetzt-Zeit spricht von den „Seelentätowierungen, die uns unsere Grundwörter vorsagen und unsere Grundbilder einbrennen. Es sind die Nerventätowierungen, die sich als Sinnverknüpfungen und Erlebnisbahnen in uns eingestochen haben ...”. Sloterdijk weiß, daß für die Schriftsteller gilt ...: wo Tätowierung war, soll gunst werden.”

Hebbel gibt deutlich und oft in schön, sogar anrührend beschriebenen Szenen Zeugnis von solchen Prägungen, auch Tätowierungen der Seele also zu nennen. Neben den Briefen und Tagebüchern des Dichters sind diese **Aufzeichnungen aus meinem Leben** eine zusätzliche Fundgrube und Erklärungshilfe zum Dichter und Menschen Hebbel. Was sich für Kenntnisreiche des Wortseigentliche von selbst versteht.

Da gibt es einen hinweisenden Artikel auf die Tagebücher des Friedrich Hebbel in **Die Zeit** Nr. 51 vom 17. Dezember 1982, der wunderschön und doch ganz einfach folgendermaßen endet: „Seid Ihr zweiundzwanzig Jahre alt und etwas einsamer, etwas ernster als der Durchschnitt, dann lest es; Ihr werdet Hilfe darin finden, so wie der Schreiber dieser Zeilen im Sommer 1931.“ Und dieser Schreiber war der Historiker und Schriftsteller **Golo Mann**, Sohn des Thomas Mann. Wir dürfen annehmen, daß Prof. Golo Mann die Hebbelschen' „**Aufzeichnungen aus meinem Leben**“ gekannt und mit gemeint hat.

Damit bin ich also zu meiner Quelle der Überlegungen zurückgekehrt. Es geht hier nicht darum, aus dieser kostbaren Hinterlassenschaft eine Kurzfassung anzubieten. Die 34 Druckseiten, gegliedert in 10 Abschnitte, sind schnell zu lesen. Je nach Temperament und Anteilnahme. Gewinn wird allerdings ein jeder Leser dabei empfinden, auch wenn es ihn nicht unbedingt fröhlicher machen muß. Aber das Gefühl, etwas besser zurechgerückt bekommen zu haben, dürfte sich dann einstellen.

Damit bin ich bei meiner Absicht.

Das Unglück des Vaters ins Betrachtungsfeld zu rücken.

Um mit Sloterdijk zu sprechen: dessen „Tätowierung“, wenn auch von einer im Mannesalter erfahrenen.

Friedrich Hebbels Aufzeichnungen aus meinem Leben beginnen in Abschnitt I mit dem Satz: „Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines

Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Frachtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen ... Die anderen beiden wurden vermietet." Immer lesen oder hören wir, Friedrich Hebbel stamme aus allerärmsten Verhältnissen. In dieser oder stets ähnlich wiederholten Formulierung mag Mitleid mitschwingen, immer aber auch Verwunderung, daß einer dennoch ein so Hochbegabter, ja, Genialer sein konnte. Manchmal meine ich, dabei auch eine Neid-Komponente mitzuhören. Gestatten Sie mir den erinnernden Einwurf, daß vielfältig Begabten, wie überhaupt jedem Menschen, Unglück widerfahren kann. Zweifellos wird es komplizierter, ihn dann gleichbehandelt im Gesamtgesellschaftlichen mitspielen zu lassen. Folgenreich, jemand abzuqualifizieren als ärmst, diesem Etikett, das schwer wieder abzulösen ist. Wenn überhaupt. Ich komme in diesem Zusammenhang noch auf eine Schlußfolgerung, die im Begriff „Emporkömmling“ gipfelt und meinen Unmut, ja, Traurigkeit hervorrief. Vorher aber zurück zum Vater, der dem Kind Friedrich zur Zeit seiner Geburt noch ein wirkliches Vaterhaus geben konnte. Ein Haus, „die Stätte, an der unsre Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freude und Leid miteinander geteilt haben.“

Dieses Haus mußten die Hebbels verlassen, als Friedrich in seinem sechsten Jahr stand. „Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug“, erklärt der Dichter. 'Eigen genug', wie verhalten das im Nachhinein klingt, und es betrifft doch den tragisch ausgehenden Sachverhalt, daß der Vater Hebbels „sich bei seiner Verheiratung durch Übernahme eine Bürgschaft mit fremden Schulden beladen“ hatte. Ohne Zweifel würde er schon „viel früher ausgetrieben worden sein aus seinem Hause, wenn sein Gläubiger, ... Krugwirt und Krämer seines Zeichens und für seinen Stand mehr als wohlhabend ...“, eben jener, dem Bösen so aberwitzig zugeneigte Mann, nicht die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthaus abzubüßen gehabt hätte, sodaß die Familie Hebbel noch einige Jahre im eigenen Hause wohnen konnte, ehe die Bürgschaft, das eigene Haus also, fällig wurde. Kommender dauernder Lebensschmerz war zu diesem Zeitpunkt also schon für den Vater angelegt. Der bestand ja nicht allein im Verlust des Hauses und all der folgenden Not und Degradierung im sozialen Gefüge des Ortes Wessleben. Das Entsetzen, einem Menschen – einem „der furchtbaren Menschen, die das Böse des Bösen wegen tun und den krummen Weg sogar dann noch vorziehen, wenn der gerade rascher und sicher zum Ziel führt ...“ – rettungslos erlegen zu sein, hatte schon zugeschlagen und wohnte in den Nerven des Vaters fortan mit.

Die freundlichen Berichte Christian Friedrich Hebbels aus den Kinderjahren in Haus und Garten, beim Nachbar Ohl auch, der eine der vermieteten Wohnungen bewohnte, sie hätten so nicht ausfallen können, wenn es den

Aufschub des Auszugs aus dem Eigenen nicht gegeben hätte. Das weiß der spätere Schreiber seiner **Aufzeichnungen** wohl, und wir dürfen einführend weiterdenken, selbst auf der Grundlage eines **hätte**, das hier nicht spekulativ ist. Aufschub des Auszugs hat ja stattgefunden und einige freundlichere Jahre beschert. Oder einfach: ermöglicht. Und wenn der Sohn Friedrich im Abschnitt 2 zu erzählen beginnt: „Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig; man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennenlernten ...“, so darf mit gutem Grund vermutet werden, daß das schon angelegte Verhängnis dem Vater stets spürbar war. Gift für den Tag, die Nacht, die weniger gefährdet, die fröhlicher hätten sein sollen. Nach außen wird der Vater solche Verletzungen wenig gezeigt haben. So etwas hätte nur weitere Leiden nach sich ziehen können. Wer zu ernster Natur neigt, mag über seine Kränkungen und Lasten außerordentlich ernster Natur werden. Später, wenn verhängnishafte Fehler-Folgen – in diesem Fall eher nur Verhängnis zu nennen – offensichtlich sind, wohl gar gelegentlich zu jähem Zorn neigen. Kam darin nicht auch die hilflose Auflehnung gegen die Ungeheuerlichkeit des Bösen an sich zum Ausdruck? Wieviel verborgenes Leiden an der Ohnmacht gegenüber dem, was der Niederdeutsche mit der verhüllenden Namensform 'De Leege' (Teufel) wie beschwörend von sich wegzuhalten sucht, mag ständig mit dem Vater unseres Friedrich Hebbel mitgegangen sein? Und mußte – auch das sei nicht vergessen – indirekt als stets belastende Anmutung von den jungen Söhnen erfahren werden.

So kommen wir hier denn nicht umhin, noch einige Zeilen des Dramas um den Vater und dessen Familie vom Sohn Friedrich selbst zitiert zu bekommen. Es ist ja zu vermuten, daß auch Hebbels Vater ein umfassenderes Empfindungsvermögen mit auf die Welt gebracht hatte, als es ihm zu zeigen erlaubt war. Und gerade Empfindungsfähige sind leichter verstörbar; gewiß also durch „den lauernd-boshaften Höllenblick, den niemand aushält und der in einer noch kindlichen¹ Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeister entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil selbst notwendig vermehren zu müssen scheint“, wie Hebbel uns den schlimmen Verursacher von des Paters Unglück nahezu bringen versucht. Beispiele, angeführt zur Charakteristik des Brandstifters und Bürgerschafteintreibers sind in den **Aufzeichnungen** Hebbels zur traurigen Kenntnisnahme nachzulesen.

Der tiefe Fall der Familie Hebbel in einem örtlichen Gefüge wird in ruhiger Deutlichkeit erklärt. Schon die Gruß-Abfolge oben/unten, Kätner/Heuerling, Bauer/reicher Bürger usw. gehört dazu. Kann einer „sich aber

¹ Mit 'kindlicher Zeit' meint Hebbel historische Zeiten unaufgeklärter Gedankenhaltung

in seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm wie jeder Größe, die zu Falle kommt: Die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen.”

Das alles ist also bei Hebbel selbst zu lesen.

Nach all dem will ein Satz zu Christian Friedrich Hebbel aus dem dithmarsischen Wesselburen weder passen noch gefallen. Ausgerechnet der große Lyriker Wilhelm **Lehmann** schrieb ihn (in einer Publikation der Erker-Galerie Zürich: Zur Erinnerung an Friedrich Hebbel, (1813-1863): „Hebbel ist sein heben lang Autodidakt und mit all dessen Vorzügen und Schwächen ein Emporkömmling (nicht im vulgären Sinne).” Und wenn es wenig später dort heißt: „Ein von Grund aus pathetischer Geist, wird er froh Durchforschst seines inneren. Sein berühmt gewordenes Tagebuch wird sein eigentlicher Weidegrund. Er will und fordert von Anfang an.”, dann löst sich die Befremdung auch nicht ganz.

Ein so hochsensibler Wortfähiger und dichterische Zusammensicht selbst Kennender wie der große Lyriker Wilhelm Lehmann hätte diesen so negativ besetzten Ausdruck Emporkömmling nicht leichtfertig einfügen dürfen. Allein Hebbels Dramen zeigen mit ihrer souverän durchgespielten hochdifferenzierten Personencharakteristik das eigenständige Losgelöste des Dichters und Fähigkeit zur Überschau. Wir könnten aber außerhalb des beabsichtigten Aspekts geraten, wenn wir hier fetzt weiter dächten. Wilhelm Lehmann formuliert ja auch, ebenso deutlich wie klug gestaltet, die ungeheuren Anstrengungen des jungen Hebbel, seine Möglichkeiten aus sich herauszuarbeiten; sein Wagen, seinen Schmerz, und wie nötig auch er dieses Quentchen Glück brauchte, um überhaupt hindurch zubrechen in die Welt, der seine Werkschöpfungen ja gelten. Welt, vorgefundene und soweit schon gestaltete, aus der er Grundstoffe nahm und mit seinem ins Universelle reichenden Geist – seinem Nervenapparat – dann wort- und gestaltwerdend verband. Dennoch, vielleicht mag es anderen Lesern nach Lektüre des in der Erker-Edition publizierten Lehmann-Artikels auch so ergehen, daß er etwas vermißt. Es scheint mit nicht wirklich zureichendem Respekt vor der Gedanken- und Gestaltenwelt des Genies Friedrich Hebbel zusammenzuhängen.

Wo Gottfried **Benn**, wie stets mit seinem literarischen Wort deutlich zupackend, zugreifend, damit ergreifend, in seinem Gedicht **Der Junge Hebbel** formuliert:

„Meine Jugend ist mir wie ein Schorf: (Eine wunde Darentur,) Da sickert täglich Blut hervor. (Davon bin ich so Entstellt.) ..., da spricht ein Respekt vor der anderen Dichter deutlich mit. Und der beruft sozusagen weitere Einsichten, die Erklärungshilfe mit bescheren. **Entstellt**. Welch ein Feld

umreißt dieses von Benn gebrauchte Adjektiv. Verzerrung; Nicht-auf-den-richtigen-Platz-Gestelltsein. Entstellung –, da schwingt schon von vornherein das Grausen vor Entstelltem mit. Gottfried Benn wagte stets, auch von Entstelltem zu dichten. Hier, in der letzten Zeile der dritten Strophe zum besagten Gedicht, klingt Trauer des Dichters Benn um Hebbels ungeheure Mühen und Anstrengungen in seiner Jugend mit. Eben ein Respektieren, das nüchternen Wortes daherkommt und es versteht, auch auffordert, durch Entstellung hindurchzuschauen auf die großen Befähigungen des anderen Wortgestaltenden.

Der erste Zeilenblock des Benn-Gedichts **Der Junge Hebbel** lautet: Ihr schnitzt und Bildet: den Gelenken Meissel (In Einer Feinen Weichen Hand.) Ich schlage mit der Stirn am Marmorblock (die Form heraus,) meine Hände schaffen ums Brot.

Einmal erlauben Sie mir bitte noch zurückzuschauen auf Wesselburen, das Kind Friedrich, und den Vater. „Davon bin ich so entstellt.“ Es darf in Anrechnung gebracht werden, wie auch er, dieser **Vater** des Christian Friedrich **Hebbel** in den Feuern diabolischer Machenschaften, denen er als relativ junger Mann, zur Zeit seiner Heirat, ausgesetzt gewesen war, Entstellungen davontrug. Daß er nicht mehr auf ihm zugehörenden Platz gestellt blieb, ist das eine, und davon berichtet ja sein Sohn Friedrich deutlich. Auch wenn er jenes erhellende **Benn**-Wort 'entstellt' dabei nicht gebrauchte.

Die nachfolgenden Leiden für den betroffenen – vielleicht über Gebühr arglosen oder dem Bösen an sich nicht gewachsenen – Vater sind einfühlernden Lesern überdeutlich. Harter „Marmorblock“ Leben als Folgeerscheinung, aus dem der begnadete Sohn „mit der Stirn“ ... „Form herausschlagen“ mußte, umgab die Familie Hebbel, zunächst sonderlich den Vater. Anlage, Schicksal, Verfahrensweisen mischten da verhängnisvoll hinein in dessen Leben, und seien es die des nackten Hohns oder einfach schlimmen bösen Spiels. Es lohnt sich, um mehr Gerechtigkeitsirrin noch genauer hinzusehen auf Hebbels Bemerkungen zu seinem Vater in den **Aufzeichnungen aus meinem Leben**. Wenn dann dem Vater dabei neue Aufmerksamkeit, und sogar mehr Verstehen zuteil wird, ist es gut.

Heißt es ein anderes Mal auch bei Hebbel, als er von seinen Eltern, von seinem Vater spricht, die Armut habe die Stelle seiner Seele eingenommen, so ist das natürlich ein Satz von ungeheurer Wucht.

Einer, vor dem der Leser, der ihn aufnimmt – vor dieser so absolut gesetzten Seinsbenennung für einen Menschen, der überdies der Vater ist – wie gebannt ist. Oder es sogar bleibt. Er wird kaum noch nachfragen, nachfragen können oder mögen, **warum**. Armut ist etwas Absolutes, von dem fortgestrebt wird. Fluchtbewegungsimpuls vor Armut stellt sich allzuleiaht ein. Wer nimmt da noch seife eigene geistig-seelische Durchdringekraft zur Hilfe,

um nachzufragen, in welchen Zusammenhängen gerade die Armut eines Menschen sich ergab; ergeben maße? Wenn es sich wie hier um den Vater Hebbels handelt, dessen großer Sohn selbst diesen Satz von eherner Wucht geradezu apodiktisch hinstellt, ist es um so eher verständlich, wenn dem nicht mehr nach-gefragt wird. Und da das unendlich vielfältig gebrauchte und nicht eigentlich exakt zu definierende, allgemein qualitativ hoch angesetzte, ja, schätzenswerte Wort **Seele** als Folgezustand benannt ist, wird, dieser Hebbel-satz hingenommen. Wie eben eine Letzaussage. Und er klingt wie eine Kapitulation. Was läßt sich noch gegen Kapitulation stellen? Ursachenforschung? Mit gerechtem Sinn im Sinne von Gerechtigkeitsstreben. Auch wenn es dann keine Gerechtigkeit geben kann, so aber doch mehr Klarheit für den jeweiligen Fall. Aus solcher Klarheit heraus können doch erneut menschlichere Standpunkte, ja, Grundhaltungen aufkommen.

Und übersehen wir bei diesem Satz im Zusammenhang mit Hebbels Aus-sagemöglichkeit nicht, daß er erst 14 Jahre alt war, als der Vater starb. Wieviel Mitleiden, Erleiden, Mittrauer mit dem Vater über dessen Unglücks-falle wäre dem Sohn noch gegeben worden, hätte der Vater länger gelebt. Wahrscheinlich wäre dieses Mitleiden für den jungen Mann, dann Mann Hebbel, eine Belastung gewesen. Aber in subgeklärteren Jahren hätte ihn in manchen Augenblicken – in des Wortes Augenblick wirklicher Bedeutung – doch ein Ahnen ankommen können von der ursprünglichen und doch auch noch vorhandenen Seele des Vaters. Einer tapferen Seele?, frage ich.

Zu vermuten ist, Hebbel meinte mit seiner Bemerkung, Armut habe die Stelle der Seele im Vater eingenommen, ohnehin, die Armut habe so wenig Raum für Seele gelassen, weil der Kampf ums alltägliche Leben so bedrängend, ausfüllend und so vorrangig notwendig gewesen war. Wie verstört, wie geblockt diese Männerseele von dem war, was vorsätzliches oder eben dämonisches Tun eines anderen Menschen in sein Leben brachte, wurde ja eingangs in diesen Ausführungen herausgestellt.

Auch wissen wir, wie Hebbel in Polaritäten darzulegen weiß. Und in sei-nem **Aufzeichnungen aus meinem Leben** berichtet er überdies, daß der Pater seine kleinen Junge küßte.

Den, der das dithmarscher Land, die Heimat Hebbels, und die Menschen dort kennt, ihre kargen Gefühleäußerungen, müssen solche wie selbstver-ständlich dastehenden Worte Hebbels schon aufmerksam machen. Und wir haben hier vornehmlich von inneren „Landschaften“ gehört und miteinander darüber nach-gedacht.